



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Georg Forster.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Parteien, und wenn es an feindseligen Gegensätzen vielleicht nicht fehlte, so hatte die politische Schwärmerei dieselben übertüncht. Der gesammten Künstlerschaft war die Fahne geweiht. Als aber später der innere Zwiespalt auch äußerlich in den verschiedenen Künstlervereinen einen schroffen Ausdruck fand, entstand die Frage, wer die Fahne hüten und bewahren sollte. Ohne den geringsten Widerstreit einigten sich alle Künstler auf Lessing. In den Händen eines jeden andern hätte die Fahne als Parteiabzeichen gegolten, in Lessings Hause mußten sie alle als das Eigenthum der gesammten Körperschaft. Lessing vertrat die Einheit, während rings um ihn Zwiespalt herrschte. Wird man nicht jetzt die Fahne in Stücke theilen müssen? Oder gibt es noch einen Künstler in Düsseldorf, der befähigt wäre, Lessings Stelle auszufüllen? Wer die Zustände der rheinischen Kunststadt kennt, weiß, wie wenig an die Erfüllung dieser Hoffnung gedacht werden kann. Wie man einst in Frankfurt seufzend nach einem Dalberg sich umsah, so wird man auch in Düsseldorf oft fragen: Ist kein Lessing da? Wir wissen nicht, ob und welche Mittel angewendet wurden, um Lessing für seinen gegenwärtigen Wirkungskreis zu erhalten. Wir wollen daher auch keine Klage aussprechen. War es aber möglich und ließ man ihn unbekümmert ziehen, so hat man arg an Düsseldorf gesündigt. Sein Abgang ist der Grabstein für das alte Düsseldorf.

Georg Forster.

G. Forsters Leben in Haus und Welt. Von Heinrich König. 2. Bd. Zweite, sehr verbesserte Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Wenn unter dem Umschwung der öffentlichen Meinung viele Berühmtheiten unserer classischen Zeit gelitten haben, so ist er hingegen Forster zu gut gekommen. Zuerst hat Gervinus auf die Bedeutung seiner Ideen über die Revolution aufmerksam gemacht und man hat ihn bald mit natürlicher Uebertreibung als politischen Propheten und Märtyrer gefeiert, dann ist man auf das tiefe Gemüth in seinen Briefen und kleinen Schriften aufmerksam geworden, und zuletzt hat ihn Moleschott als Naturforscher des Volks gepriesen; als den ersten großen Vertreter derjenigen Richtung, die gegenwärtig in der Naturwissenschaft die herrschende ist. Durch Moleschotts Werk ist Heinrich König veranlaßt, die abweichenden Ansichten, die er früher in seiner Biographie Forsters niedergelegt, einer neuen Revision zu unterwerfen, mit neuen Belegen zu

Grenzboten III. 1858.

versehen und schärfer zu formuliren. Wir stellen uns, was die Ansicht über Forsters Charakter betrifft, ganz auf seine Seite. Der Reichthum der Ideen und die Schönheit des Gemüths, die bei Forster überall hervortritt, werden im gerechten Andenken bleiben, aber sein Leben zeigt nicht Stärke, sondern Schwäche, und über denjenigen Act desselben, der vorzugsweise dem öffentlichen Urtheil anheim fällt, wird man nicht anders urtheilen können als über das, was Johannes v. Müller gethan. Ueberhaupt finden wir in der Handlungsweise dieser Männer, die fast gleichalterig waren und in mannigfacher Beziehung zueinander standen, oft ganz überraschende Aehnlichkeiten, eine Mischung von Kraft und Schwäche des Gefühls, die in Verwunderung setzt, und einen beständigen Wechsel von Unentschlossenheit und Uebereilung. Beide waren, um uns eines goetheschen Wortes zu bedienen, Anempfinder, sie nahmen zu jeder Stimmung einen Anlauf, aber Forsters Gemüth war tiefer und sein Auftreten macht daher bei weitem mehr den Eindruck der Wahrheit.

Was den Biographen betrifft, so haben wir öfters Gelegenheit gehabt, uns über das Gezierte seines Stils und andere Schwächen zu beschweren, sie fehlen auch diesmal keineswegs und das Buch hätte durch Weglassung mancher unschönen Excurse gewonnen, aber er entwickelt diesmal ein besonnenes und zuweilen scharfsinniges Urtheil, sein Gefühl wird durch keine falschen Doctrinen verwirrt, der Stoff ist geschickt und geschmackvoll gruppiert und wird jeden Leser fesseln. Um unser Urtheil über Forsters Charakter zu motiviren, theilen wir einen kurzen Abriß seines Lebens mit.

Georg Forster ist am 26. November 1754 zu Rassenhuben, einem Dorf bei Danzig geboren. Sein Vater Reinhold, ein leidenschaftlicher, unternehmender Mann, der bei seinem wissenschaftlichen Drang in seiner armen Pfarre keine Befriedigung fand, wurde 1765 von der russischen Regierung beauftragt, die neuangelegten deutschen Colonien an der Wolga zu bereisen. Er nahm den Knaben mit, der nun früh in der Naturgeschichte und in fremden Sprachen unterrichtet wurde. Da die Reise nicht den gewünschten äußern Erfolg hatte, so begab sich Forster mit seinem Sohn nach England, wo er Lehrer der Naturwissenschaft wurde. Doch dauerte die Unstetigkeit seines Lebens und seiner Unternehmungen fort, bis ihm 1772 der Antrag wurde, Cook auf seiner zweiten Weltumseglung als Naturforscher zu begleiten. Von dieser Reise brachte der junge Georg, der wieder mitgegangen war, 1775 umfassende Kenntnisse und Lebensanschauungen, aber auch eine Krankheit mit, die ihn sein ganzes Leben lang nicht verließ. Der Ertrag der Reise wurde durch Streitigkeiten Reinhold Forsters mit der britischen Regierung verkümmert. Er gerieth in immer größere Noth und mußte endlich in den Schuldthurm wandern. Seiner bedrängten Lage durch Verkauf der gesammelten Naturalien und durch Verbindung mit den deutschen Höfen und Akademien aufzuhelfen

2881 III 2109,10

wurde Georg Forster Oct. 1778 nach dem Continent geschickt, kurz vorher hatte er mit dem jungen Physiker Sömmerring aus Thorn ein inniges Herzensbündniß geschlossen und war mit ihm in den Freimaurerorden getreten, von dem er sich im Geschmack der Zeit die tiefsten Aufschlüsse für seinen Geist und die Befriedigung seiner Herzensbedürfnisse versprach.

Der eigentliche Zweck seiner Reise wollte im Anfang nicht vorwärts gehen, doch wurde der junge Weltumsegler von den Gelehrten und schönen Geistern mit großer Aufmerksamkeit empfangen; am herzlichsten von Jacobi in Düsseldorf, mit dem er damals in sittlichen und religiösen Ansichten vollständig übereinstimmte; sie schlossen eine innige Freundschaft, an der auch Heinse Theil nahm, ein Mann, bei dem sich der Titanismus der Ansichten mit Weichheit des Herzens auf eine wunderbare Weise paarte. Noch zu Ende desselben Jahres fand Georg Forster eine Anstellung als Professor der Naturgeschichte in Kassel; ein halbes Jahr darauf gelang es ihm auch seinen Freund Sömmerring dahin zu ziehen, für seinen Vater trieb er nicht unansehnliche Unterstützungen auf, namentlich vom Herzog von Braunschweig und vom Fürsten von Dessau; auch die Freimaurer thaten das Ihrige. Mit den Göttingern stand er im genauen Verkehr, namentlich mit Heyne und Lichtenberg, obgleich der letztere mit seinem sarkastischen Wesen gegen die damalige Gefühlrichtung Forsters nicht selten verstieß. Im September 1779 hatte er einen Besuch von Goethe, der ihm persönlich sehr wohl gefiel, gegen den er aber Partei nehmen mußte, weil grade damals der heftige Zwist mit Jacobi wegen des Waldemar ausgebrochen war. Es gelang ihm, den Vater aus seiner Schuldhaft zu befreien und ihm eine Professur in Halle auszuwirken; seine eigene Stellung gestaltete sich immer günstiger, und nur die Neigung, die er von seinem Vater geerbt hatte, auf Bücher, Instrumente und Reisen mehr auszugeben als seine Mittel erlaubten, brachten ihn schon damals in ernsthafte Verlegenheiten.

Gegen die Neigung der Deutschen zur Philosophie sprach er sich schon damals auf eine Weise aus, die an Johannes Müller erinnert; er war überzeugt, daß sie die Kraft des Gefühls und der Anschauung untergrabe, nur von Jacobi ließ er sich von Zeit zu Zeit über das, was in jenen Regionen vorging, unterrichten. Desto eifriger vertiefte er sich mit Sömmerring in die Geheimnisse der Rosenkreuzer, um den Stein der Weisen zu finden, Geister zu bannen, über die verborgenen Kräfte der Natur zu gebieten, sich die ägyptische Weisheit anzueignen u. s. w., ja es ist nicht zu leugnen, der „Naturforscher des Volks“ war damals ein arger Mystiker und nebenbei ein religiöser Schwärmer, die Briefe an Müller legen davon das deutlichste Zeugniß ab. Von Müllers Aufenthalt in Kassel 1781—1783 und der merkwürdigen Wiedergeburt in seinen religiösen Ansichten haben wir bereits berichtet; zuerst

erschien er Forster als blasphemirender Voltairianer, dann aber scheinen sich beide bei den Rosenkreuzern gefunden zu haben. Es ist Schade, daß König darüber nichts Bestimmtes mittheilt. Forsters Verirrung dauerte ziemlich lange. Der Selbstmord Schröpfers Oct. 1783 gab zwar den Mystikern einen starken Stoß, aber die Umkehr trat dort erst allmählig ein. „Ich war ein Schwärmer“, erzählt er später, „aber wie sehr ichs gewesen bin, welchen hohen Grad ich erstiegen hatte, das konnten, weil ich für Pflicht hielt, es zu verbergen, wenig Menschen wissen. Ich habe alles geglaubt. Die Ueberzeugung, daß diejenigen, die mich zu diesem Glauben verführten, keine moralisch guten Menschen wären, öffnete mir die Augen.“ Es scheint noch ein bestimmtes Schuldbewußtsein obgewaltet zu haben nach einzelnen Aeußerungen an Jacobi und Müller, vielleicht spielte aber auch hier die Phantasie mit. Seine Muthlosigkeit war damals ebenso groß wie bei Müller. „Ruhe des Geistes, freudige, heitere Empfindung des Daseins sind so von mir verschreckt, daß ich in meinen trüben Stunden darum trauere, wie man um Freunde trauert, die man nie mehr zu sehen hofft. Ich wende mich auf alle Seiten und werde nur dunkle Ausichten gewahr. Es ist schrecklich, aber wahr, daß auch das einzige Gefühl, welches mich sonst bei meinen Leiden tröstete, welches mich zum Stoiker und mehr — zum christlichen Helden umzuschaffen pfl egte, jetzt so erkaltet, so leise und schwach ist, daß alle meine Anstrengung es nicht anfangen kann. Muthlosigkeit, Trübsinn und Zweifel haben sich meiner Seele bemächtigt, bald kann ich nicht mehr dawider kämpfen.“ Aus dieser Verstimmlung gehen denn auch die Prophezeiungen hervor, die freilich schnell genug eintrafen, wie so manches Orakel, das aus keiner andern Quelle hervorgeht. „Europa scheint auf dem Punkt einer schrecklichen Revolution. Wirklich die Masse ist so verderbt, daß nur Blutlassen wirksam sein kann. Vom Throne bis zum Bauer sind alle Stände von dem, was sie sein sollten, herabgesunken und keiner mehr, als unsere vorgeblichen Gottesgelehrten; von ihnen kann man wol sagen, daß sie wolfsartiger in ihren Schafskleidern sind als Phariseer und Schriftgelehrte je waren, unwissender im Geiste der heiligen Bücher, abgewendeter von Gott und dem Heiland als die armen Neger, welche, nichts besser erkennend, ihren Fetisch anbeten. Es ist den Ungläubigen unserer Tage nicht zu verargen, wenn sie die Scheinheiligkeit und dogmatischen Abgeschmacktheiten derselben nicht schätzen.“

Durch diese Zermürwisse, durch den Ekel und Abscheu gegen seine Ordensbeziehungen war Forster sein Aufenthalt in Rassel so verleidet, daß er im Dec. 1783 einen Ruf an die Universität Wilna als Erlösung begrüßte. Er reiste im April 1784 dahin ab, vorher aber bewarb er sich bei Heyne um die Hand seiner 20jährigen Tochter Therese. Sie willigte ein, der Vater aber hatte seine Bedenken und die Verlobung mußte noch verschoben werden. Von

übertriebener Wärme scheint das Verhältniß auf beiden Seiten nicht gewesen zu sein. Forster selbst erklärte Sömmerring, daß sein Verhältniß zu ihm viel tiefer und leidenschaftlicher sei als das zu seiner Braut, und Theresie hat auch, wenigstens nach ihrer spätern Erzählung, ziemlich kühl gewählt. In ihren spätern Briefen tauschten sie mitunter ganz wunderliche Ansichten aus.

Seine Reise ins Polnische ging durch Oestreich, namentlich in Wien August 1784, wo der Kaiser sich sehr huldvoll mit ihm unterhielt, athmete er frei auf, aus dem grämlichen Rosenkreuzer war ein frischer Lebemann geworden. „Ich bin sinnlicher als du,“ schreibt er an Sömmerring, „und bin es mehr als je, seitdem ich der Schwärmerei auf immer Adieu gesagt und einsehn gelernt habe, daß es Thorheit sei, um des ungewissen Zukünftigen willen das sichere Gegenwärtige zu verscherzen. — — — Wahres Glück ist nach meiner Meinung jetzt: alles zu genießen, was erlaubt ist d. i. was mir selbst und andern nicht schadet, sondern vielmehr zuträglich ist.“ — Diese glückliche Stimmung wurde indeß bald wieder verkümmert, als er am 18. Nov. in Wilna ankam und nun im vollsten Sinne des Worts das kennen lernte, was man polnische Wirthschaft nennt. Er hätte die Stelle schnell wieder aufgegeben, wenn er nicht von der polnischen Regierung sehr erhebliche Vorschüsse empfangen hatte, die er abzahlen unermöglich war. Ueber seine geringe Wirksamkeit tröstete er sich in der Weise Müllers. „Ich sehe die Jahre, die ich hier zu bleiben versprochen habe, als eine neue Vorbereitungszeit an, in welcher ich mich für eine dereinstige bessere Lage, wo ich mehr Gelegenheit zu nützen finden möchte, durch meine Studienfortsetzung anschicke.“ Wenigstens ertrug er nicht länger die Einsamkeit seiner Lage, er wußte Heyne jetzt wirklich zu gewinnen, heirathete Theresie August 1785 in Göttingen und führte sie nach Wilna. Gleich im Anfang dieser Ehe treten Spuren jenes ungeordneten Haushaltes hervor, durch den sie auch später verkümmert wurde; der stets sich steigende Unmuth über seine Stellung kam dazu, und er sah sich ungeduldig nach allen Seiten um, um seiner Lage zu entfliehn. *) Endlich, Juni 1787, kam Hilfe aus Rußland. Es wurde eine neue Expedition in die Südsee projectirt und Forster sehr glänzende Anerbietungen gemacht. Die Hauptsache aber war, daß Rußland Forsters Schuld und Verbindlichkeit an

*) Seine Abneigung gegen die Philosophie steigerte sich mit seiner Abneigung gegen alles Theologische. „Im Cirkel menschlicher Begriffe lag es freilich, daß unsere Gattung sich einmal mit speculativen Ideen herumtummeln mußte, und zur Entwicklung der Denkraft hat es freilich genug beigetragen, insofern jede Uebung des Geistes dahin abweckt. Aber gut ist es doch, daß wir endlich diesen Wust ins Reine haben, wissen, man komme nimmermehr auf diesem Wege weiter, daß wir die jämmerliche Metaphysik auf ewig unter die Bank werfen und uns an das reelle Sinnliche halten.“ Seine Fehdebriefe gegen den „Archisophisten und Archischolastiker“ Kant „über die Menschenrassen“ sandte er an Herder, der natürlich große Freude daran hatte.

die polnische Regierung mit 2000 Ducaten einlöste und ihn auf diese Weise befreite. Mit Freuden griff Forster zu und reiste Mitte August 1787 zunächst nach Göttingen ab. Dort mußte er freilich vernehmen, daß wegen des ausbrechenden Türkenkrieges jene Expedition aufgegeben sei, aber jene Summe wurde ihm geschenkt, ihm außerdem auch noch eine Entschädigung gegeben, und bereits im April 1788 verschaffte ihm sein alter Freund J. Müller die Stelle eines Bibliothekars in Mainz. Ganz in der Manier dieses Freundes schreibt er nach Gotha: bin ich nach Jahren geschickter, brauchbarer geworden als jetzt, und bietet sich mir dann eine bequemere, angenehmere Lage dar, so hindert mich nichts, sie anzunehmen. In Mainz fand er außer Müller den Dichter des *Urdinghello*, der damals Vorleser des Kurfürsten war und eine neue Bekanntschaft, die für ihn sehr folgenreich werden sollte, der junge sächsische Legationssecretär H u b e r wurde ihm durch Müller zugeführt. Aus dieser ersten Periode seines mainzer Aufenthalts schreibt sich das Fragment: „An des Jahrhunderts Reize stehen wir; dies allgemeine Sehnen nach Aenderung der gegenwärtigen Form, nach Abhilfe der so häufigen Mängel, dieses Suchen hierhin und dorthin; dieses Auslehnen der Vernunft gegen den politischen Zwang; dieser Zwang der Vernunft, der das Gefühl beherrscht; diese Erziehungsanstalten zur Bildung vernünftiger Maschinen; diese Convulsionen des Glaubens an Wunderkräfte außer dem Gebiete der Vernunft; dieser Kampf der Aufklärung mit der Religion; diese allgemeine Gährung — verkündigt einen neuen Lehrer und eine neue Lehre.“ —

Mainz war damals der Schauplatz höchst verwickelter Parteiumtriebe. Abgesehen von den Intriguen bei Hofe, die durch die Persönlichkeit des Kurfürsten begünstigt wurden, trieben die Reste der aufgelösten Jesuiten und Illuminaten ihr Wesen und der Gegensatz wurde um so heftiger, je näher von jenseit des Rheins das Unwetter kam. In religiöser Beziehung dachte der Kurfürst grade so frivol wie ein Zeitgenosse Leo 10., der Dichter des *Urdinghello* war sein Liebling, und wenn er der jesuitischen Partei, der er seine Erhebung verdankte, schicklichkeitshalber einmal nachgab, so geschah es in den möglichst nichtsagenden Formen, z. B. als er einmal Forster wegen antichristlicher Aeußerungen durch Müller einen Verweis ertheilen ließ. Forster hatte ein gutes Gehalt und sein Amt gab ihm hinlängliche Muße, seiner schriftstellerischen Thätigkeit nachzugehen. Er setzte seinen Verkehr mit Jacobi persönlich und schriftlich sehr lebhaft fort und begann unter dessen Anleitung jetzt auch philosophische Studien. Das Princip der Humanität, das er in sich ausgebildet, war noch keineswegs exclusiv. Als die berliner Jesuitenriecher einen katholischen Bekehrer heftig angegriffen, trat er im Herbst 1789 im Einverständniß mit Jacobi und A. v. Humboldt, der ihn besuchte, im Interesse der Toleranz für die Katholiken in die Schranken. Wie alle Welt

begrüßte er die ersten Symptome der Revolution als die Hoffnung einer bessern Zeit; doch keineswegs in leidenschaftlichen Formen, und noch 1790 nahm er Gelegenheit, eines seiner Werke dem Kurfürsten mit ehrfurchtsvollem Dank zu widmen. In dieser Zeit schreibt sein Schwiegervater an ihn: „daß Sie in Ihrer Thätigkeit Ihre Zufriedenheit suchen, freut mich. Allmählig, sehe ich, werden Sie auch von der Chimäre geheilt, in der man sich so gern verstrickt, als müßten wir alle in das Große, in das Ganze wirken, sonst hätten wir Ursache mißvergnügt und mit dem Gang der Dinge unzufrieden zu sein, wenn wir einen kleinen Wirkungskreis haben. Ich weiß keinen sichtbareren Beweis von Schwäche als eben dieselbe. . . Ein kranker Mißmuth, daß ich auf keinem höhern Posten stehe, führt zu nichts, als nur dahin, daß ich auch den eingeschränkten Kreis schlecht ausfülle. —

Inzwischen war seine Ehe nicht glücklich. Der Verfasser gibt verschiedene Gründe an. Die Hauptsache scheint gewesen zu sein, daß Forster sich zu wenig um die Leitung des Hauswesens kümmerte. Sein junger Hausfreund Huber, der ihm aufrichtig zugethan war und Theresese leidenschaftlich liebte, mußte oft seine Stelle vertreten, er war der Helfer, der Vermittler, der Vertraute und stand bald Theresen näher als ihr Mann. Uebrigens waltete bei den beiden Gatten so viel Phlegma und Wohlwollen vor, daß äußerlich keine Störung eintrat. Aber die innere Entfremdung wurde noch größer, als Forster mit A. v. Humboldt im Frühling 1790 eine Reise durch Holland, England und Frankreich machte; jene Reise, deren Frucht die Ansichten vom Niederrhein waren, das vollendetste Werk, das Forster geschrieben und eins der schönsten Erzeugnisse der deutschen Prosa überhaupt. Als Forster von dieser Reise zurückkehrte, hatten ihn bereits die politischen Bewegungen tiefer ergriffen, in einer Abhandlung über Burke setzte er seine Ansichten über die Revolution auseinander, denen gewiß jeder Besonnene beipflichten wird. „Die Natur der willkürlichen Gewalt läßt sich nicht verkennen, sie werde von einem Tyrannen und seinen Satelliten oder von einer zwölfhundertköpfigen Hydra verübt; sie troge auf Erbrecht, Herkommen und Vorurtheil oder sie trage die Lanze der alles richtenden Vernunft. Im großen Gange menschlicher Begebenheiten liegt weit mehr Unwillkürliches, als das stolze denkende Thier in seinem Freiheitsraum zugestehn will. Die Revolution ist wirklich anzusehn als ein Werk der Gerechtigkeit der Natur. Der Stolz der Vernunft mit seiner Gleichheit, seinen Rechten der Menschheit, seinen metaphysischen Theorien ist jetzt an die Reihe gekommen; sonst war es der Stolz der Geburt und der Heiligkeit, womit man sich für besser als andere ausgab, um ungestraft schlechter sein zu können. Nicht die Weisheit oder die Thorheit der Nationalversammlung hat den in Lüssen erschlafften hohen Klerus und den mark- und hirnlosen Adel vernichtet, sondern die gänzliche Unfähigkeit dieser beiden Gesamtheiten hat sie gestürzt.

Wenn es Sterblichen vergönnt ist, sich Wege des Schicksals, der Vorsehung, der Gottheit zu denken, so sind es gewiß nicht die armseligen Combinationen, die eine menschliche Klugheit dafür ausgibt; sondern die Geschichte des Vergangenen kann sie lehren, wo sie uns Revolutionen aufbewahrt, die den allzu sichern Frevler überraschten.“

In derselben Zeit übersezte er die Sakontala nach der englischen Bearbeitung, eins der ersten Bücher, welches die Freunde der deutschen Dichtkunst auf jene exotische Pflanze der indischen Poesie aufmerksam machte, die später bei uns einen so großen Boden gewinnen sollte.

Die politische Aufregung wurde immer größer, seitdem die Emigranten ihren Hauptsitz in Mainz aufgeschlagen hatten. Die Aristokraten wurden immer rücksichtsloser und dem entsprechend wuchs die Unzufriedenheit im Volk. Forster suchte sich neutral zu halten. „Wie sollte es mir einfallen,“ schreibt er, „einen Umsturz herbeiführen zu wollen, den ich selbst nicht wünsche, sondern vielmehr für ein so großes Unglück in Deutschland halte, daß ich alles aufbiete, um es abzuwenden.“ Noch 1792 erhielt er eine nicht unbedeutende Gehaltzulage und gleichzeitig eröffneten sich ihm andere Aussichten. Er hatte für einen berliner Buchhändler die Darstellung der Begebenheiten von 1790 übernommen. Dies brachte ihn in Verbindung mit dem ehemaligen preussischen Minister Herzberg, der ihm reichliche Materialien gab und ihm Hoffnungen für den preussischen Dienst machte. Wir zweifeln nicht, sagt König mit Recht, daß Forster einem solchen Rufe unter günstigen Bedingungen gefolgt wäre. Wir haben ihn bisher durch äußere Bedrängnisse nur allzu geneigt gefunden, im Gefühle der mit umfassenden Weltansichten verbundenen großen Fügsamkeit seiner Arbeitskräfte jeden dargebotenen Weg zur Verbesserung seiner Lage zu ergreifen. Ohne Freude am Lehrerberuf war er Professor in Kassel geworden, war bereit, Jacobis Zolladministrator zu werden, als Professor der Philosophie nach Mitau zu gehen, das haager Cabinet zu übernehmen und in Wilna die ärztliche Praxis zu ergreifen. Dabei herrschte, wie es scheint, über seinem Leben ein ungünstiger Planet, so daß er sich mit seinem Kopf in alle Richtungen desselben finden, mit seinem Herzen aber in keiner von allen die volle Zufriedenheit gewinnen konnte. Und zu diesem Zwiespalte kam nun noch ein wunderbares Spiel des Verhängnisses mit jenen entzweiten Kräften, indem dasselbe, wie eben jetzt wieder, ihm immer nur halbe Gelegenheiten, sich zu helfen und zu retten, immer nur neckische Winke von entgegengesetzten Seiten gab, die ihn nur verwirren, nicht aber mit sich fortreißen konnten, dessen er doch öfter so sehr bedurft hätte.

Ein Zwischenspiel war der Besuch Goethes auf seinem Feldzug nach der Champagne, wo im Anfang die Gegensätze sich sehr scharf aussprachen, bis Goethe nach schnell abgelegter steifer Haltung den geselligen Ton milder, leichter

Anspruchslosigkeit fand. Gleich darauf begann die Aristokratie bei dem Näherücken der Franzosen die Stadt zu verlassen. Da man Forsters sanguinisches Wesen kannte, drang man sehr lebhaft in ihn, wie 1806 in Müller, sich dieser Emigration anzuschließen, er widerstand und sprach sich mit großer Entrüstung über die Feigheit aus, die schöne Stadt dem Feinde Preis zu geben. Den 21. Oct. rückten die Franzosen ein. Forster grüßte vor dem Thor einige Soldaten mit dem Zuruf: *vive la republique! Elle vivra belle sans vous!* fluchte der Franzose zur Antwort. Gleich darauf sah man Professoren mit der dreifarbigten Cocarde auf den Straßen und ein Club wurde errichtet, in welchen jedoch Forster nicht eintrat, obgleich man ihn wegen seines guten Französisch zu Unterhandlungen mit den neuen Behörden verwandte. Dagegen bemühte er sich für die Wiedereröffnung des Theaters, um die fremden Offiziere zu unterhalten, und das Publicum zu humanisiren, wie er es nannte. Aber mehr und mehr wurde ihm die Unthätigkeit unerträglich, seine Stimmung immer exaltirter. „Seit der Erscheinung des Christenthums hat die Geschichte nichts Aehnliches aufzuweisen, dem Enthusiasmus, dem Freiheitseifer kann nichts widerstehn als etwa die in Stupidität versunkene Verfassung Asiens.“ — Dennoch hielt er Deutschland noch immer nicht für reif: unser armes rohes, ungebildetes Volk kann nur wüthen, aber nicht sich constituiren. Inzwischen glaubte er zu bemerken, daß die Sache der Freiheit in Mainz populär würde. Er trat in den Club ein, und als er von Müller bei dessen kurzem Besuch in Mainz eine Bestätigung seiner Ansichten zu vernehmen glaubte, hielt er 15. Nov. eine öffentliche Rede, worin er die Mainzer aufforderte, sich für die Republik zu erklären. Der Rhein sei die natürliche Grenze Frankreichs und die Franzosen seien berechtigt, diese Grenze als Entschädigung zu fordern. Den 20. Nov. übernahm er eine Stelle in der von den Franzosen eingesetzten provisorischen Verwaltung des Rheindistricts.

Obgleich man im Stillen diese Wendung erwartet, verbreitete sich doch unter seinen auswärtigen Freunden ein großer Schreck über diesen Entschluß. Sein alter Vater gerieth in den äußersten Zorn; Stolberg schrieb an Jacobi: „Ich bitte dich, laß Forster deinen Schutz nicht länger angedeihn! Laß sein Andenken zugleich mit Kogebues Büste in irgend einer Kumpelkammer vergessen sein! Es bedarf in diesem Augenblick einer tüchtigen Wurfschaukel, um den Weizen zu sichten und den heulenden Winden die Spreu zu überlassen.“ Selbst von Sömmerring traf ein sehr bitterer Brief ein, der den alten Freund für alle Excesse des Pöbels gegen das Eigenthum verantwortlich machte. Nur wenige Tage nach seinem Abfall kam auch ein Brief von Herzberg mit einer Gratification und dem Wunsch, Forster möge ein guter Preuße bleiben. Forster lehnte das Geschenk zuerst ab, nahm es aber doch später an, als man ihn belehrte, jener Wunsch sei keineswegs eine Bedingung. Er bedurfte es in der That mehr

als je, denn für sein Amt bezog er kein Gehalt und es gleich seinen Collegen zu Erpressungen zu benutzen, dazu war er nicht der Mann. Ein ehrlicher Mann spielt überhaupt in Revolutionen eine mißliche Rolle, wo das Gefindel sich an die Spitze drängt. Das Schlimmste ist, daß es ihm doch nur in den seltensten Fällen gelingt, sich ganz rein zu erhalten. Das sollte Forster bald an sich selbst erfahren. Wie in allen Revolutionen, sollte das souveräne mainzer Volk frei entscheiden, ob es eine Republik werden wolle; um aber die öffentliche Meinung zu redigiren, wandte man die gewöhnlichen Gewaltmittel an, und alle diese wurden von Forster durch seine Betheiligung und ausdrücklich gut geheißten. Den 22. Oct. überfielen die Franzosen Frankfurt, erpressten eine Million und wollten noch mehr, bis sie endlich von dem deutschen Militär im Verein mit den Bürgern herausgeschlagen wurden. Ueber diesen „Verrath“ sprach sich Forster mit größter Leidenschaft aus. Die Stimmung in Mainz wandte sich immer mehr gegen die Franzosen, Forster dachte schon daran, nach Frankreich auszuwandern, da kam ein Vorschlag von Huber, der der Emigration gefolgt war: Forster solle sich von Therese trennen, um sowohl dem möglichen Vorwurf zu entgehn, daß er die Seinigen in Gefahr gebracht, als um in seiner jetzigen Lage sich selbst zu erleichtern. Dafür machte der Freund sich verbindlich, sein Schicksal mit dem der Frau und Kinder zu vereinigen. Forster schwankte; er „fühlte, daß er von Therese das Opfer, mit ihm zu leben und zu sterben, nicht fordern könne!“ Alle Freunde drängten ihn. Therese selbst schied nicht ungern. Sie fühlte sich, nach ihrem eignen Geständniß, mit ihren sehr weiblichen Gewohnheiten, mit sehr gepflegtem Gefühl für häusliche Ordnung und auserlesenen Umgang, unbehaglich bei den jetzigen Erfordernissen von Forsters täglichem Leben. Sie lebte jetzt einsamer als jemals; ihr gesellschaftlicher Abendcirkel war durch die Flucht der Gesandtschaften mit Einschluß Hubers auf ein paar weibliche Bekannte beschränkt. Dafür waren die mainzer Patrioten eingetreten, zwar ehrenwerthe Männer, die man aber sehr schonen mußte, und „die keineswegs eine angenehme Theegesellschaft machten.“ Dabei führten Forsters Verhältnisse so viel Landleute, Bürger, Beamte ins Haus, daß sie sich ganz aus ihrer Sphäre gestoßen fühlte. Wie viel Hubers Briefe dabei thaten, und ob sein Vorhaben für die Zukunft den Ausschlag gab, läßt sich nicht sagen.

Am 7. Dec. reiste Therese ab nach Straßburg, wo sie bei einem eifrigen Jakobiner untergebracht wurde, aber auch hier blieb sie nicht lang, noch zu Ende des Jahres reiste sie nach Neuchâtel, also auf preußisches Gebiet, zum großen Schrecken Forsters, dort vereinigte sich Huber mit ihr, der ihr seine amtliche Stellung, alle seine bisherigen Verbindungen opferte und nur für sie lebte. Forster willigte schließlich ein, er hatte auf das Recht verzichtet Einspruch zu thun. Er war nicht Präsident des Clubs. Die Zustände desselben

5581 III. 110491110

waren nicht sehr erbaulich, der eine Patriot klagte immer den andern gemeiner Unterschleife an, die französischen Behörden drohten einer dem andern abwechselnd mit dem Galgen. Ein großes Entsetzen erregte in Mainz die Nachricht von der Hinrichtung des Königs. Forster, der jetzt ganz den Jakobinern verfallen war, empfing mit großem Schreck einen Brief seiner Frau, worin sie sich heftig gegen diese That aussprach. Er antwortete: „Eins merke ich freilich, daß du durch und durch feillantisiert bist, und da hätte ich doch lieber gesehen, daß du gradezu Royalistin geworden wärst. Einmal ist es doch gewiß nicht gleichgültig, welche Grundsätze man hat und befolgt, einem jeden um sein selbst willen; zweitens haben Verschiedenheiten der politischen Meinungen jetzt mehr Einfluß als je auf Privatverhältnisse. Alles ist feillantische Peierei, was die Leute dir von der lieben Ruhe in einer nicht halben, nicht ganzen Verfassung vorwünseln.“ Und nachdem er seine Ansicht noch einmal entwickelt, setzt er hinzu: „Ich wiederhole meine dringende Bitte, neige dich nicht auf die Seite dieser ohne Zweifel gefährlichsten Partei im Staate, dem wir jetzt zugehören müssen. Findest du aber, daß du dir Gewalt anthun müßtest, bist du von ihnen schon gewonnen und überzeugt, so traue ich deiner Rechtschaffenheit gegen mich zu, daß du mich es wissen lässest, weil wir unsere gegenseitigen Maßregeln danach nehmen müßten.“

Wenn meine Bitten etwas bei dir vermögen, so gib den Verkehr augenblicklich auf. Gott wie konntest du doch den Leichtsinns so weit treiben!“

Endlich kam der Tag, wo das Verfassungswerk definitiv erledigt werden sollte. Am 8. März erklärte die souveräne Versammlung unter Forsters Leitung den ganzen Strich Landes von Landau bis Bingen für frei, unabhängig und unzertrennlich. Alle in diesem Strich regierende Fürsten und Grafen, geistliche und weltliche Körperschaften sollten ihrer Ansprüche verlustig und ihre durch Usurpation angemessenen Souveränitätsrechte auf ewig erloschen sein. In der folgenden Sitzung wurde die Einverleibung der neuen Republik in die französische beschlossen. Forster wurde bevollmächtigt, diesen Beschluß zu überbringen und zugleich mit dem Entwurf des Schreibens beauftragt, dessen Anfang wir hier wenigstens mittheilen.

„Nicht den Sturz eines einzelnen Despoten verkündigen wir auch heute; das rheinisch-deutsche Volk hat die sogenannten Throne zwanzig kleiner Tyrannen, die alle nach Menschenblut dürsteten, alle vom Schweiß des Armen und Elenden sich mästeten, auf einmal niedergeworfen. Auf den Trümmern ihrer Macht sitzt das souveräne Volk; es hat seine Magistrate und Stellvertreter gewählt, es hat sich mit seinem Vertrauen und mit der Fülle seiner Gewalt gerüstet. Die Stellvertreter des rheinisch-deutschen Volks, nachdem sie als Nationalconvent in Mainz zusammengetreten waren, und vor aller Welt die ehemaligen Tyrannen dieser Gegenden aller ihrer angemessenen Rechte

verlustig erklärt hatten, haben gegen diejenigen die Todesstrafe erkannt, die es wagen würden, daselbst wieder aufzutreten, um jene Rechte zu behaupten. Allein diese Aeußerungen der Volkssouveränität sollen nur Vorläufer eines noch wichtigeren Schrittes sein. Es heißt in der That sehr wenig, das Gebäude der alten Tyrannei niederzureißen; das neue der öffentlichen Glückseligkeit mußte man aufbauen. Die Stellvertreter des Volks kannten den einmüthigen Wunsch ihrer Committenten; sie thun in diesem Augenblick weiter nichts, als das Gefühl ausdrücken, welches alle Herzen erfüllt, indem sie von euch die Vereinigung ihres Landes mit der Frankenrepublik verlangen. Bürger, Gesetzgeber von Frankreich und bald von ganz Europa! Nie werden die Deutschen des Rheinufers vergessen, daß die Franzosen ihre Ketten zerbrochen; daß sie im Schatten der dreifarbigten Fahne ihre Wahlen vollbringen konnten. Das Gewitter tobte ringsumher; die Tyrannen und ihre Haufen knirschten, während tiefer Friede über unsern fruchtbaren Gefilden herrschte und mit seinen schügenden Flügeln unsere Dörfer bedeckte. Die unüberwindliche Schutzwehr der Krieger der Freiheit umringte uns von allen Seiten; da sprach Frankreich: werde frei! und wir sind frei. Bürger! ihr, die ihr täglich der Vortrefflichkeit der menschlichen Natur huldigt, möge die Frucht eurer Wohlthaten, möge die Dankbarkeit eines guten und gerührten Volks euern Herzen ein Opfer scheinen, das des Hauptaltars der Freiheit würdig ist" u. s. w. — Man mag dem Parteigeist viel nachsehen; hier wird man ein um so strengeres Urtheil nicht zurückhalten können, da Frankreich damals bereits der verworfensten Sansculottenherrschaft verfallen war. Für den wohlgesinnten Franzosen blieb Frankreich trotzdem mit Recht immer das Vaterland, aber den Deutschen, der sich so wegwarf, kann kein politischer Idealismus entschuldigen.

Am 25. März reiste Forster mit seinen Collegen nach Paris ab, freilich hielt jetzt seine Verblendung nicht mehr lange an. Er sah die verruchte Wirthschaft in der Nähe und sein Fanatismus schwand vor dem Eindruck der Wirklichkeit. „Nach so vieljähriger angestrenzter Arbeit ist mir nunmehr alles, was ich zu meinem Fortkommen unternommen hatte, fehl geschlagen und ich fange die Welt gleichsam von neuem an, ohne zu wissen, wie und womit, da ich von ganz Europa abgeschnitten, mit Schulden überhäuft, hier ohne alle Mittel, ohne alle Unterstützung und fast ohne Aussicht bin. Ich habe mich anheischig gemacht, alles anzunehmen, was man mir anbieten würde.“ „Seit ich weiß, daß keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealischen Träumereien mit unvollkommenen Menschen zum Ziele gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weiter gehen: aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne.“ — „Mich überzeugt jeder Tag und jede Stunde mehr,

daß meine politische Laufbahn beendigt ist. Die Periode, wo man sich schmeicheln durfte, absolute Freiheit in Europa und besonders hier ruhig und fest gegründet zu sehen, ist vorüber; es ist keinem kaltblütigen, keinem hellsehenden Beobachter verhohlen, daß wir uns täglich weiter davon entfernen. . . . Die Leidenschaften müssen entweder einen Zügel bekommen, oder die Anarchie verewigt sich. Das Letztere ist unmöglich auf die Länge: also das Erste. — Hätte ich vor acht Monaten gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre ohne allen Zweifel nach Hamburg, nach Altona gegangen, und nicht in den Club. Das ist ein Wort, dessen Stärke ich wohl und ganz erwäge, indem ich es ausspreche. — Also gehe ich freiwillig in meine schriftstellerische Laufbahn zurück.“ Auch diesmal bewahrte ihn sein sanguinisches Temperament vor der Verzweiflung, denn noch immer sah er seine Lage günstiger als sie war.

Zu Anfang November sah er seine Familie mit Huber auf der französischen Grenze; mit großer Vorsicht, denn es war wirkliche Gefahr dabei. Noch damals hatte er die Idee, die ganze Familie nach Paris herüberzuziehen und sprach sich so aus, als ob das Bewußtsein, die Vortheile, welche der Menschheit aus der Revolution entspringen müßten, über die individuelle Noth entschädigen könne. Es war vollkommen richtig vom philosophischen Standpunkt, aber auf ihn nicht anwendbar, den das furchtbare Ereigniß in Schuld verwickelt hatte. Auch traten von Zeit zu Zeit immer wieder Ausbrüche der Verzweiflung ein. „Aller Aufwand von Kräften, was vermag er im Schicksal des ganzen Geschlechts, was im Schicksal eines Einzigen zu ändern? Wird nicht alles unaufhaltsam fortgerissen, zu leiden und leiden zu machen, bis die Federkraft abgenutzt oder zersprengt ist? Wenn ich täglich frühstücke, zu Mittag esse, Thee trinke, zu Bette gehe und auf hunderterleiweise meine Abhängigkeit von der Natur erkennen muß, erschrecke ich vor mir selbst, wenn ich das Wort Tugend oder Sittlichkeit ausspreche. Alles dies ist so gefährlich nicht, wie es scheint, aber es führt auf keinen hohen Gesichtspunkt, aus welchem die Vorurtheile und die geschwägigen Moralprediger unseres Zeitalters mir so unbeschreiblich klein und verächtlich werden.“ — Und ähnliche Stimmungen kehren in seinen Briefen sehr häufig wieder. Man weiß daher kaum, ob man seinen frühen Tod 12. Jan. 1794 beklagen soll. Therese verheirathete sich gleich darauf mit Huber, mit dem sie noch zehn Jahr zusammenlebte. Der alte Heyne, der Forsters Schwächen wohl durchschaute, zeigte auch hier wieder durch die herzliche Theilnahme, die er laut und offen erklärte, seine ehrenwerthe Gesinnung.

Ueber Forsters wissenschaftliche Bedeutung spricht sich der Mann, dem vor allem ein Urtheil zusteht, A. v. Humboldt aus: „Durch ihn begann eine neue Aera wissenschaftlicher Reisen, deren Zweck vergleichende Länder- und Völkerkunde ist. — Mit einem feinen ästhetischen Gefühle begabt, in sich bewah-

rend die lebensfrischen Wälder, welche auf Tahiti und andern, damals glücklicheren Eilanden der Südsee seine Phantasie erfüllt hatten, schilderte Georg Forster mit Anmuth die wechselnden Vegetationsstufen, die klimatischen Verhältnisse, die Nahrungsmittel in Beziehung auf die Gesittung der Menschen, nach Verschiedenheit ihrer ursprünglichen Wohnsitze und ihrer Abstammung.“

In Bezug auf seinen menschlichen Charakter sei uns erlaubt zu wiederholen, was wir bereits an einer andern Stelle gesagt haben: Forster verdammen kann nur ein Pharisäer, dessen trockenem Gemüth jener qualvolle Kampf der Selbstentzweiung fremd geblieben ist, dem grade starke Naturen nicht selten unterliegen. Er verdient jenes tiefe Mitleid, das man einem tragischen Geschick nie versagen darf; aber was er gethan, soll uns nicht als Vorbild, sondern als Warnung dienen, und die Zeit dürfte nicht fern sein, wo eine solche Warnung Noth thun wird.

Der neue Ausbruch des Vesuv.

Neapel, Anfang Juni.

Wenn diese Zeilen zu Ihnen gelangen, werden Sie längst durch die Zeitungen erfahren haben, daß der Vesuv wieder in Thätigkeit ist und nach mehrern Seiten seine gewaltigen Lavaströme sich ergießen. Auf das letzte große Erdbeben, welches gegen Ende des vorigen Jahres in den südlicheren Theilen des Reiches so furchtbare Verwüstungen anrichtete und so zahlreiche Opfer an Menschenleben forderte, waren in diesem Jahre von Zeit zu Zeit geringere Erschütterungen gefolgt und zwar auch in größerer Nähe der Hauptstadt. Daneben schien die ganz ungewöhnliche Strenge, mit welcher der Winter auftrat, und die selbst im Monat Mai noch verhältnißmäßig kalte Temperatur etwas Außerordentliches zu verkünden. Um die Mitte des verflossenen Monats erwartete man daher mit großer Bestimmtheit einen nahe bevorstehenden Ausbruch des Berges und die Erwartung wurde noch gesteigert, als am Pfingstmontag Morgens um 10 Uhr auf der Strecke zwischen Salerno und Castellamare ein nicht unbedeutender Erdstoß gespürt ward. Diesem folgte in der Nacht vom Dienstag auf den Mittwoch von einem heftigen Gewitter begleitet, ein zweiter, der in Castellamare, in geringer Entfernung von meiner damaligen Wohnung, ein Haus so stark beschädigte, daß dasselbe mit starken Balken gestützt werden mußte, um dem drohenden Einsturz vorzubeugen. In der folgenden Nacht endlich, vom 26. auf den 27. Mai, floß die erste Lava, freilich nur in geringer Menge, jedoch steigerte sich die Heftigkeit des Ausbruchs immer mehr, und am Abend des 28. Mai bot der Berg schon einen herrlichen Anblick dar, umgeben von der Glut des roth wiedererscheinenden Rauchs. Auf der südlichen, Pompeji zugewandten Seite des